

Ein Wanderer zwischen den Welten

Chemie-Nobelpreisträger Roald Hoffmann kam zur Aufführung seines dritten Theaterstückes nach Frankfurt

Die Welt, in der wir leben, beschäftigt ihn als Naturwissenschaftler und als Künstler. In beiden Rollen war Prof. Roald Hoffmann von der Cornell University in Ithaca/New York Ende September zu Gast in Frankfurt. Auf Einladung von Prof. Harald Schwalbe sprach der Chemienobelpreisträger des Jahres 1981 auf dem Campus Riedberg über die Natur chemischer Bindungen – ein Vortrag, in dem er die komplexe und schillernde Schönheit eines Konzeptes erläuterte, das auf den ersten Blick leicht verständlich erscheint. Im Internationalen Theater an der Hanauer Landstraße wurde zwei Tage später sein Schauspiel „Was Euch gehört“ aufgeführt – ein Stück, in dem Hoffmann, der den Holocaust im Gegensatz zum Großteil seiner Familie überlebte, die Schrecken seiner Kindheit verarbeitet hat.

Während seine beiden ersten Dramen „Oxygen“ (2001, zusammen mit Carl Djerassi) und „Should've“ (2007) in der Welt der Wissenschaft spielen und deren Dilemmata thematisieren, hat Hoffmann sich mit „Something that belongs to you“ an die schmerzhaft Reflexion seiner Lebensgeschichte gewagt. Den Impuls dazu erhielt er 2006, als seine Mutter kurz vor ihrem 95. Geburtstag starb und er wenige Monate später erstmals nach 57 Jahren wieder in seine ukrainische (früher: polnische) Heimatstadt in der Nähe von Lemberg zurückkehrte, wo er einst als „eines von vielleicht fünf jüdischen Kindern“ dem Völkermord entgangen war. Ein ukrainischer Lehrer hatte seine Mutter und ihn

anderthalb Jahre lang auf dem Dachboden der Schule versteckt gehalten.

Die Geschichte einer Traumatisierung

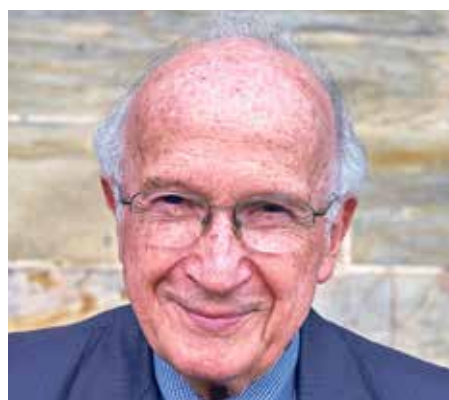
Das ist der Ausgangspunkt des Dramas, das Jan Burdinski in der Übersetzung von Hartmut Frank inszenierte. Die Bühne ist zweigeteilt: Links das Matratzenlager in der Dachkammer 1943, rechts ein Wohnzimmer in Philadelphia 1992. Ein Esstisch mit fünf Stühlen. Der Lehnstuhl der Großmutter. Sie ist inzwischen 81 Jahre alt und will an das, was sie als 32-Jährige erlebt hat, nicht mehr erinnert werden, schon gar nicht von ihren Enkelkindern, die wissen wollen, was damals war. Dann aber werden sie und ihr Sohn doch plötzlich mit ihrer Vergangenheit konfrontiert. Indem er die Handlung in schnellem, harten Wechsel zwischen den beiden Schauplätzen hin- und herspringen lässt, vergegenwärtigt Hoffmann die Geschichte einer Traumatisierung.

Anders als Carl Djerassi, den er vermisst, habe er keine Autobiographie geschrieben, sagt Hoffmann. Aber er habe vor 30 Jahren angefangen, Gedichte zu schreiben. Einige davon, die in seiner Kindheit wurzeln, hat er in das Theaterstück aufgenommen, dessen vollständiger Text auf seiner Website steht. „Die Intensität, mit der ein Gedicht in konzentrierten Worten die Wirklichkeit einfängt und der Wahrheit auf die Spur kommt, gleicht derjenigen einer mathematischen Formel.“ Wenn er Gedichte schreibe, dann nähert er sich der Wahrheit auf ähnliche Weise wie während seiner preisgekrönten Forschung zu den symmetrischen Regeln

chemischer Reaktionen, nur eben aus einer anderen Richtung. Die Kunst wie auch die Wissenschaft verlangten harte Arbeit und handwerkliche Meisterschaft. Beide könnten jedoch nur Teilaspekte der Wahrheit erfassen.

Die Überheblichkeit der Naturwissenschaften

In einem burlesken Vorspiel seines Stückes zeigt Hoffmann im Einklang mit dem Talmud, wie Gott die personifizierte Wahrheit hinab auf die Erde schmettert, wo sie in tausend Stücke zerspringt. „Wenn wir eine Scherbe davon gefunden haben, dann neigen wir Menschen dazu, sie für das Ganze zu nehmen“, sagt Hoffmann. „Aber das ist



nährisch, denn wir sind auf viele andere angewiesen, um sie Stück für Stück zusammenzusetzen.“ Auch die Naturwissenschaftler fänden jeweils nur winzige Stücke der Wahrheit und übersähen dabei, was außerhalb ihres reduktionistischen Blickes

liege. So blendeten sie aus, wie man mit Glück, Schmerz und der eigenen Endlichkeit umgehen solle. Aber das seien die existentiell interessantesten Fragen. Zu Unrecht seien die Naturwissenschaften, die auf Eindeutigkeit fixiert seien, ungeduldig mit den Geisteswissenschaften. Sei es doch gerade deren Stärke, dass sie Probleme behandeln, für die es keine eindeutige Lösung gebe. „Wenn Außerirdische mit uns in Kontakt kämen“, sagt Roald Hoffmann und bezieht sich dabei auf den Evolutionsbiologen Edward Wilson, „dann würden sie sich nicht primär für unsere Wissenschaft interessieren, denn ihre wäre ohnehin besser, sondern für unsere Kunst, in der wir die Vielfalt unserer Lebenserfahrung ausdrücken.“

Hoffmann bleibt als Wissenschaftler wie als Künstler aktiv. Bald wird er sich wieder zum Schreiben auf die kalifornische Ranch seines verstorbenen Freundes Carl Djerassi zurückziehen. Vielleicht inspirieren ihn dort die Klänge vom Nachbargrundstück, wo Neil Young wohnt. Schreibend wird sich Hoffmann weiter erinnern. Denn vergessen kann nur, wer sich zuvor erinnert hat, wie sein drittes Theaterstück eindrucksvoll zeigt. Es ist ein Stück, das unter die Haut geht. Zum Schluss, als der Beifall nicht enden will, steht sein unscheinbar freundlicher Autor am Rand von Reihe drei und nickt seinem Publikum zu, als staune er darüber, dass er tatsächlich am Leben ist und nicht ermordet wurde von den Vorfahren derer, die ihm gerade bewegt applaudieren.

Joachim Pietzsch

Fortsetzung von Seite 18, »Der Club-Nomade«

»ZU ETABLIERT, UM COOL ZU SEIN? FRANKFURT UND SEINE SUBKULTUR.«

Podiumsgäste: Hans Romanov, Klubmacher; Klaus Walter, Radiomoderator, DJ und Journalist; Carolina Romahn, Leiterin des Kulturamtes Frankfurt.

Moderation: Christoph Scheffer, hr-iNFO.

25. Januar, 19:30 Uhr, Haus am Dom, Frankfurt am Main.

Diskussionsabend im Rahmen der Frankfurter Bürger-Uni-Reihe „Wie lebt Frankfurt?“

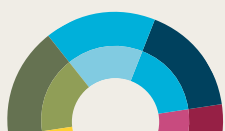
Die weiteren Termine:

14.12.2015, „Wird Frankfurt seinem Integrationsanspruch gerecht? Miteinander oder nebeneinander“

1.2.2016, „Wofür engagiert sich Frankfurt? Private versus öffentliche Verantwortung“

Mehr Infos unter

➤ www.buerger.uni-frankfurt.de/58477287/BuergerUni_Broschuere_WS15-16.pdf



die Etablierung einer neuen, anderen Kultur in Frankfurt. Damit will ich aber nicht sagen, dass meine Klubs prinzipiell die besseren sind. Es gibt eben auch andere Orte zum Ausgehen, die eher das allgemeine Publikum ansprechen, die genauso ihre Berechtigung haben.

Frankfurt ist eine Stadt, die sich fortlaufend wandelt, damit droht aber immer auch das Alte und Vertraute zu verschwinden – ein Nachteil für die Subkultur, die ja gerne das Alte recycelt?

In Frankfurt wird (manchmal zu viel) viel und häufig abgerissen. Andererseits entsteht auch pausenlos etwas Neues, das ist das Schöne. Merkwürdigerweise gefällt es den Menschen dann irgendwie auch. Beim Neuen wünschte man sich vielleicht, dass es etwas schneller Patina ansetzte.

Ihre eigenen Läden habe Sie teilweise relativ schnell wieder aufgegeben – gehört das Flüchtige zur Szene dazu, auch im Unterschied zur etablierten Konsumkultur?

Geschäftsleute wissen, dass es ökonomisch eigentlich keinen Sinn macht, einen Laden für einen vergleichsweise kurzen Zeitraum zu betreiben. Aber ich mag dieses ‚Nomadenhafte‘: Dinge wieder zu beenden und abzuschließen. Die Filmemacherin Anja Czoska hat mal versucht zu ergründen, wie viele Clubs ich bereits betrieben habe: Sie kam ungefähr auf die unglaubliche Zahl 26! Filmen konnte sie diese letztendlich nicht, weil es die Locations größtenteils gar nicht mehr

gibt. Freunde und Gäste sprechen mich oft auf vergangene Klubs von mir an. Dann sage ich in der Regel: Es wird bald was Neues geben, und wenn es nur einmal in der Woche stattfindet (als Klub-im-Klub).

Wie finden Sie denn geeignete Orte für Ihre Clubs?

Ich setze mich einfach aufs Rad und besuche dann „Unorte“ – denn die gibt es der Gentrifizierung zum Trotz immer noch, selbst im Stadtzentrum! Beispielsweise an der Ostzeil, wo einst das Lola Montez war. Letzte Nacht war ich noch am Osthafen unterwegs. Man muss dann nur den Vermieter ausfindig machen. Bei mir ist es nie so, dass ich zuerst eine Idee habe und dann dafür ein Gebäude suche. Es ist genau umgekehrt: Erst sehe ich ein Objekt und dann entstehen Überlegungen, was man da machen kann.

Einer Ihrer letzten Läden war das „Neglected Grassland“ ...

... das in einer versteckten 60er-Passage in der Innenstadt liegt, sehr verschoben. Zuerst dachte jeder: Wie furchtbar! Aber die Gäste darauf zu bringen, was das Besondere an einem Ort wie diesem ist, macht mir großen Spaß.

Sie erwecken vergessene und unterschätzte Orte wieder zum Leben und arbeiten gegen die Uniformität des Mainstreams an: Ärgert Sie nicht manchmal der Ausverkauf der Szene?

Nein, das ärgert mich überhaupt nicht, ich sehe das eher als eine Bestätigung. Ich be-

trachte mich aber auch nicht als Erfinder, da gibt's Vorbilder in New York. Ich finde es gut, dass Leute wie Ata Macias (wie auch andere), der auch den Club Robert Johnson in Offenbach betreibt, im Bahnhofsviertel neue Konzepte für Clubs entwickeln, oft auch an Orten, an denen ich auch schon tätig gewesen bin.

Was würden Sie sich als Partymacher wünschen, wo könnte und sollte die Stadt Subkultur unterstützen?

Die Stadt hat, bedingt durch ihre Wirtschaftsfixierung, in der Vergangenheit bei vielen jungen Menschen mit Ideen das Potenzial nicht gesehen – die sind dann schließlich nach Berlin oder Hamburg abgewandert. Meine Projekte wären wohl nie zustande gekommen, wenn ich auf Förderung hätte gesetzt bzw. warten müssen. Die Mühlen der Verwaltung mahlen einfach zu langsam. Ich habe aber auch nie auf eine Unterstützung seitens der Stadt geschickt, Förderung von Subkultur wäre in gewisser Weise auch ein Widerspruch in sich selbst. Wobei die Stadt mich nach 27 Dienstjahren ruhig auch mal in Form eines Preises würdigen könnte (lacht).

Was sind Ihre nächsten Pläne, wollen Sie uns das schon verraten?

Ich habe einen Blick auf Objekte, die quasi auf mich zukommen – sobald ich eines sehe und ausgehandelt wird, kann es wieder losgehen.

Die Fragen stellte Dirk Frank.